

MÄRCHENVORLAGEN

„Märchen Reloaded“

1. Aschenputtel
2. Der kleine Däumling
3. Die Schöne und das Tier
4. Dornröschen

**FLEX
EN-
SEM-
BLE**

Aschenputtel

Einem reichen Manne, dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: »Liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein.« Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. »Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen!« sprachen sie. »Wer Brot essen will, muß es verdienen: hinaus mit der Küchenmagd.« Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. »Seht einmal die stolze Prinzessin, wie sie geputzt ist!« riefen sie, lachten und führten es in die Küche. Da mußte es von Morgen bis Abend schwere Arbeit tun, früh vor Tag aufstehn, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein taten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es sich müde gearbeitet hatte, kam es in kein Bett, sondern mußte sich neben den Herd in die Asche legen. Und weil es darum immer staubig und schmutzig aussah, nannten sie es *Aschenputtel*.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Messe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte. »Schöne Kleider«, sagte die eine, »Perlen und Edelsteine« die zweite. »Aber du, Aschenputtel«, sprach er »was willst du haben?« »Vater, das erste Reis, das Euch auf Eurem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab.« Er kaufte nun für die beiden Stiefschwestern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihn ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Aschenputtel gab er das Reis von dem Haselbusch. Aschenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte so sehr, daß die Tränen darauf niederfielen und es begossen. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Aschenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn es einen Wunsch aussprach, so warf ihm das Vöglein herab, was es sich gewünscht hatte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit sich sein Sohn eine Braut aussuchen möchte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, daß sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel

und sprachen: »Kämm uns die Haare, bürste uns die Schuhe und mache uns die Schnallen fest, wir gehen zur Hochzeit, auf des Königs Schloß.« Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. »Du, Aschenputtel«, sprach sie, »bist voll Staub und Schmutz und willst zur Hochzeit? Du hast keine Kleider und Schuhe und willst tanzen!« Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich: »Da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet, wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen.« Das Mädchen ging durch die Hintertüre nach dem Garten und rief: »Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen, die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen.«

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an pick, pick, pick, pick, und da fingen die übrigen auch an pick, pick, pick, pick und lasen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüssel der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: »Nein, Aschenputtel, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen: du wirst nur ausgelacht.« Als es nun weinte, sprach sie: »Wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen«, und dachte: »Das kann es ja nimmermehr.« Als sie die zwei Schüsseln Linsen in die Asche geschüttet hatte, ging das Mädchen durch die Hintertüre nach dem Garten und rief: »Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen, die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen.«

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pick, pick, pick, pick, und da fingen die übrigen auch an pick, pick, pick, pick und lasen alle guten Körner in die Schüsseln. Und eh eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: »Es hilft dir alles nichts: du kommst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen.« Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief: »Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich, wirf Gold und Silber über mich.«

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht und meinten, es müßte eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An

Aschenputtel dachten sie gar nicht und dachten, es säße daheim im Schmutz und suchte die Linsen aus der Asche. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht losließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: »Das ist meine Tänzerin.«

Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: »Ich gehe mit und begleite dich«, denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwichte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wär' in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte: »Sollte es Aschenputtel sein«, und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzweischlagen konnte; aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Öllämpchen brannte im Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen: da hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach: »Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich wirf Gold und Silber über mich.«

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, sprach er: »Das ist meine Tänzerin.« Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging; aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner großer Baum, an dem die herrlichsten Birnen hingen, es kletterte so behend wie ein Eichhörnchen zwischen die Äste, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: »Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen.« Der Vater dachte: »Sollte es Aschenputtel sein«, ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche, wie sonst auch, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen: »Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich, wirf Gold und Silber über mich.«

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es in dem Kleid zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sprach er: »Das ist meine Tänzerin.«

Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es entsprang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht und hatte die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen: da war, als es hinabsprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängengeblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann und sagte zu ihm: »Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt.« Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten schöne Füße. Die Älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein, da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: »Hau die Zehe ab: wann du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.« Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen: »Rucke di guck, rucke di guck, Blut ist im Schuck: der Schuck ist zu klein, die rechte Braut sitzt noch daheim.«

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester sollte den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: »Hau ein Stück von der Ferse ab: wann du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.« Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, saßen die zwei Täubchen darauf und riefen: »Rucke di guck, rucke di guck, Blut ist im Schuck: der Schuck ist zu klein, die rechte Braut sitzt noch daheim.«

Er blickte nieder auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. »Das ist auch nicht die rechte«, sprach er, »habt Ihr keine andere Tochter?« »Nein«, sagte der Mann, »nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbittertes Aschenputtel da: das kann unmöglich die Braut sein.« Der Königssohn sprach, er sollte es heraufschicken, die Mutter aber antwortete: »Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen.« Er wollte es aber durchaus haben, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm

den goldenen Schuh reichte. Dann setzte es sich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem schweren Holzschuh und steckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegossen. Und als es sich in die Höhe richtete und der König ihm ins Gesicht sah, so erkannte er das schöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: »Das ist die rechte Braut!« Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschrakten und wurden bleich vor Ärger: er aber nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen: »Rucke di guck, rucke di guck, kein Blut im Schuck: der Schuck ist nicht zu klein, die rechte Braut, die führt er heim.«

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgeflogen und setzten sich dem Aschenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und teil an seinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die Älteste zur rechten, die Jüngste zur linken Seite: da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit mit Blindheit auf ihr Lebtag gestraft.

Quelle: Gutenberg Projekt. Klassische Literatur Online, <http://gutenberg.spiegel.de/>

Der kleine Däumling

Es war einmal ein armer Mann und eine arme Frau, und weil sie sehr arm waren, hatten sie viele Kinder. Nicht weniger als sieben und alles Knaben. Der älteste war nicht älter als zehn Jahre, der jüngste war erst dreijährig. Das kam daher, dass der Storch, ein besonders starker Storch, ihnen manchmal zwei in einem Jahre brachte.

Der jüngste war klein, sehr klein, aber ganz außerordentlich klein, und weil er, als er zur Welt kam, nicht größer war als ein Daumen, nannte man ihn den Däumling. Aber das Sprichwort sagt: Klein und keck schlägt die Großen weg.

Der kleine Däumling war klug, klüger als alle seine Brüder, sprach wenig und hörte und merkte viel. Da kam eine große Hungersnot ins Land. Die armen Leute hatten kein Brot für die vielen Kinder. Und weil sie die Kinder nicht mit eigenen Augen vor Hunger sterben sehen wollten, dachten sie daran, sich ihrer auf gute Weise zu entledigen, denn »Not kennt kein Gebot«, sagt ein anderes Sprichwort. Abends, als die Kinder schon zu Bette waren, sagte der Mann zu der Frau: »Du siehst, es geht nicht länger. Wir werden die Kinder in den Wald führen und sie dort verlieren.«

»In den Wald«, rief die Mutter erschrocken, »in den düstern, düstern Wald! Ach, meine armen Kinder!« So schrie und weinte sie noch lange und wollte die Kinder nicht in den düstern, düstern Wald führen und sie dort verlieren. Aber am Ende begriff sie doch, daß sie das Elend nicht länger mit ansehen konnte, und als eine gehorsame und brave Frau, die sie war, sagte sie, daß sie tun wolle, wie ihr Mann befehle. Und darauf gingen sie schlafen.

Aber der kleine Däumling hatte alles gehört. Wie er merkte, daß Vater und Mutter Geheimnisse besprachen, kroch er leise, leise aus dem Bette und unter den Schemel seines Vaters, und da hat er alles gehört. In den Wald gehen, in den düstern, düstern Wald, dachte der kleine Däumling, und uns dort verlieren? Nein! – Er legte sich aufs Ohr, dachte nach und stand früh am Morgen wieder auf. Er ging hinaus an den Bach und füllte sich die Taschen mit kleinen weißen Kieselsteinen. Jetzt wollen wir mal sehen, dachte er und klopfte stolz auf die Tasche, als wären darin lauter Goldmünzen, die er sein Lebtag nicht gesehen hatte.

Dann ging's in den Wald, der Vater mit der Axt auf der Schulter voran, die Mutter nach, dann die sieben Buben hintereinander wie die Orgelpfeifen. Der kleine Däumling, der zuletzt ging, sagte nichts, gar nichts sagte er, aber er dachte sich sein Teil. Und wie sie in den Wald kamen, darin es wirklich düster, sehr düster, ja so dunkel war, daß man kaum seinen Vordermann sah, ließ er nach und nach und ohne daß es jemand merkte, die Steinchen fallen und säte sie so den ganzen Weg entlang. Gute Saat, dachte er, trägt gute Früchte. Und wie sie tief, tief drin im Walde waren, sagte der Vater: »Jetzt, Buben, sammelt trockenes Holz, machet Reisigbündel und seid recht fleißig.« Sie gehorchten, bückten sich alle und waren emsig bei der Suche. Vater und Mutter machten sich eine

Ausrede, schlichen in die Gebüsche, und da sie die Kinder nicht mehr sehen konnten, fingen sie an zu laufen und liefen immer, bis sie zu Hause waren. Als die Kinder merkten, dass sie allein und verlassen waren in dem tiefen, tiefen Wald, fingen sie gewaltig an zu schreien und zu weinen. Der kleine Däumling schrie und weinte nicht und sagte auch nichts. Er saß auf einem abgesägten Baumstamm, steckte die Hände in die Hosentaschen und dachte: Weint ihr euch nur recht aus!

Dann sagte er: »Jetzt ist genug geweint! Seid ihr Männer? Ich bin einer. Vater und Mutter haben euch hier steckenlassen, ich führe euch wieder heim. Auf, mir nach!« Wie gesagt, so getan. Sie folgten ihm, und er führte sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren und den er sich mit den Steinchen bezeichnet hatte, aus dem Walde bis vors Haus. Aber sie hatten nicht den Mut einzutreten. Sie legten die Ohren an die Türe und horchten. Da drin ging's hoch her. Der Gutsherr hatte mittlerweile zehn blanke Taler geschickt, die Mutter hatte Brot, Fleisch und Würste geholt, zehnmal soviel, als sie brauchten, denn sie waren sehr hungrig, und die Augen gehen immer weiter als der Magen. Als sie sich voll und satt gegessen hatten, dass sie nicht weiter konnten, rief die Mutter: »Ach, meine armen Kinder! Wo sind jetzt meine armen Kinder? Gewiss hat sie schon der Wolf gefressen, dieweil sie selbst so gut essen könnten, wenn sie hier wären! Wo sind meine armen Kinder?«

Sie rief das so oft, dass der Alte ungeduldig wurde und ihr zu schweigen befahl, weil ihn das Gewissen zu plagen anfing. Um dieses und die Frau, die sich nichts befehlen ließ, zum Schweigen zu bringen, hob er endlich die Hand auf, um sie zu prügeln. Sie aber rief immer: »Wo sind jetzt meine armen Kinder?« Als sie es so ungefähr zum zwanzigsten Male rief, sprang die Türe auf, und die Kinder schrien alle zusammen: »Hier sind wir! Hier sind wir!«

Das war aber eine Freude, dass es gar nicht zu sagen ist, um so mehr, als die Kinder schnell ihre Schüsselchen holten und die Mutter ebenso schnell aus dem Kessel schöpfte und die Schüsselchen füllte. Die Kinder aßen und erzählten und erzählten und aßen, und letzteres so gut, dass nur vom Zusehen der Vater neuen Appetit bekam und die Mutter zum zweiten Male satt wurde. Die Freude dauerte noch die nächsten Tage hindurch, gerade so lange, wie die zehn Taler dauerten.

Als diese dahin waren, kehrte das alte Elend zurück, und Vater und Mutter beschlossen, die Kinder wieder in den Wald zu führen, und zwar viel weiter als das erste Mal, um ihrer Sache sicher zu sein. Der kleine Däumling, der auf seiner Hut war und die Alten beobachtete, hatte auch diesmal ihr Gespräch belauscht. Gut, dachte er, jetzt weiß ich, wie man's macht. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn als er gegen Morgen hinausschleichen wollte an den Bach, um wieder Steinchen zu sammeln, war die Türe geschlossen, und er konnte nicht hinaus. Gott verlässt die Seinen nicht, dachte er, es wird sich schon was finden.

Als sie dann in den Wald zogen und die Mutter jedem noch ein Stück Brot in die Tasche steckte, dachte er: Siehst du wohl, da hast du das Brot. Waren es früher die Kieselsteine, so sind es jetzt die Brotsämlein. Freilich würde ich sie lieber verschlucken, aber was ist zu machen? Man muss sich strecken nach der Decken. Diesmal ging's viel, viel tiefer in den Wald, an eine Stelle, wo es dicht und dunkel war, ganz, ganz dicht, ganz, ganz dunkel. Die Alten machten sich wieder eine Ausrede, krochen ins Gebüsch, und fort waren sie. Da ging wieder das Gewein und Geschrei los, und dabei sahen alle den kleinen Däumling an.

Er war ruhig, legte die Hände auf den Rücken und sagte nur: »Vorwärts!« wie einer, der seiner Sache ganz sicher ist. Aber Hochmut kommt vor dem Fall. Die Brotsamen, so er auf den Weg gestreut, hatten die Vögel aufgepickt. Keine Spur war mehr da, und nun war guter Rat teuer. Dennoch gingen sie darauf los, aber je weiter sie gingen, desto mehr verirrteten sie sich, und desto tiefer kamen sie in dichten, tiefen, düstern Wald.

Es regnete, und der Wind heulte, und sie glaubten, es wären die Wölfe, die so heulten, und hatten große Angst – besonders als es Nacht wurde, stockdunkle, pechraben-schwarze, mutterseelenalleinige Nacht. Sie wussten nicht, wo aus, wo ein. Der kleine Däumling – immer der kleine Däumling voran, denn sein Grundsatz war: Selbst ist der Mann! – kletterte einen hohen, dicken Baum hinan, der alle anderen Bäume des Waldes überragte, und blickte nach allen Seiten aus. Nach drei Seiten sah er gar nichts, aber von der vierten Seite her kam ihm aus der Tiefe, durch Gebüsch, aber noch aus weiter Ferne, ein Lichtschimmer entgegen. Gut, dachte er, durch Nacht zum Licht! und ließ sich wieder vom Baume heruntergleiten zu den Brüdern, die alle unten standen und hinaufsahen. Aber unten angekommen, war's wieder nichts, denn das Licht war verschwunden. Doch hatte er sich die Richtung gemerkt und wanderte nach jener Seite – bergauf, bergab. Das Licht tauchte auf und verschwand wie ein Irrlicht. Sich nur nicht irremachen lassen! dachte der Däumling, und die andern stelzten hinter ihm her. So gelangten sie endlich an das Haus, aus dem das Lichtlein gekommen war, und riefen und pochten.

Eine gute Frau kam heraus und fragte, wer sie seien und was sie wollten? »Hungrige, durchnässte, müde, im Walde verirrtete arme Kinder sind wir«, antwortete der Däumling, »und möchten um Gottes willen um ein Stück Brot und ein Nachtlager gebeten haben, ohne jemand genieren zu wollen.« »Ach ihr armen, guten Kindlein«, rief die Frau und fing zu weinen an, »wisst ihr denn auch, wohin ihr geraten seid? In diesem Hause wohnt ein Riese, der die Kinder frisst.« Da fingen sie alle an vor Angst zu zittern, auch der Däumling, doch sagte er: »Es ist gewiss nicht schön, Kinder zu fressen, noch weniger schön ist es, gefressen zu werden, und zwar als Kind. Aber was ist zu tun? Draußen ist's finster und sind die Wölfe, so gehen wir doch lieber ins Haus. Vielleicht gelingt es dir, gute Frau, das Herz deines Gatten zu rühren, vielleicht hat er eben keinen Appetit. Auch sind wir so mager, und ich bin so klein. Man muss es wagen und sehen, wie es weitergeht. Gewöhnlich werden doch nur die gefressen, die sich fressen lassen.«

Die gute Frau ließ sich überreden, hoffend, die Kleinen während der einen Nacht vor dem Riesen verbergen zu können. Sie führte sie in die Stube und setzte sie ans Feuer, wo ein ganzer Hammel am Spieße stak, dass sie sich wärmen und trocknen sollten. Aber kaum hatten sie sich's ein wenig gemütlich gemacht, als sich draußen schwere Schritte und an der Türe ein furchtbares Gepolter hören ließen.

»Da kommt der Riese, mein Mann!« rief die Frau erschrocken und schob rasch die Kinder unters Bett. Der Riese fragte sogleich, ob das Nachtessen fertig, ob genug Wein abgezapft sei, und lauter solche Fragen. Er setzte sich an den Tisch und verzehrte den Hammel, der noch ganz blutig war. Der kleine Däumling, der ihn von unter dem Bette aus beobachtete, dachte: Nun, der kann essen! Für den ist ein Mann wie ich nur ein Bissen. Aber wenn er mich frisst, so soll er mich wenigstens nicht verdauen. Als der Riese mit Essen fertig war, erhob er die Nase und fing an, nach allen Seiten herumschnüffeln. »Ich rieche, rieche Menschenfleisch«, sagte er unheimlich. »Es wird wohl nur das Kalb sein«, sagte seine Frau, »das Kalb, das ich für dich abgezogen habe.« »Schweig«, rief der Riese zornig, »darauf verstehe ich mich! Ich rieche, rieche Menschenfleisch!« – Und so sprechend, ging er, immer schnüffelnd, geradenwegs seiner Nase folgend, auf das Bett los.

»Ach, treuloses Weib«, schrie er sichtlich entrüstet, »du hast Geheimnisse vor mir, du willst mich täuschen, du rücksichtsloses, pflichtvergessenes Weib! Nichts, als deine Magerkeit hält mich ab, sonst fräße ich dich selber!« Sein Gesichtklärte sich wieder auf, wie er einen Knaben nach dem andern unter dem Bette an den Beinen hervorzog. »Herrliche Bissen! Prächtiges Wildbret!« murmelte er und leckte sich dabei die Lippen ab – »das trifft sich gut, da ich gerade drei Riesen, meine Freunde, dieser Tage zu Tische habe.« Die armen Kinder schrien, umklammerten seine Knie und Füße und baten um ihr Leben, während das Ungeheuer sie betastete, die guten Bissen lobte und nur von der Sauce sprach, in der sie genossen werden müssten. Es war gerade einer der furchtbarsten Menschenfresser. Er zog sein großes Messer, schliff es und packte dann einen der Knaben, als seine Frau sagte: »Aber warum willst du sie heute schon schlachten? Ist nicht morgen Zeit?« »Was du heute tun kannst, verschiebe nicht auf morgen!« antwortete der Riese. »Aber es ist noch so viel Fleisch da, kälbernes, schweinerne, schöpserne, das geht ja alles verdorben.« »Das ist richtig. Also füttere sie gut, dass sie mir nicht abmagern, und bringe sie dann zu Bette.«

Zeit gewonnen, alles gewonnen! dachte der Däumling und ließ sich's schmecken, dann folgte er mit den Brüdern der guten Frau in die obere Stube, wo sie sich alle sieben in ein großes, breites Bett legten. In derselben Stube, in einem gleich großen, breiten Bette schliefen die sieben Töchter des Riesen, junge, ebenfalls zum Menschenfleischessen geborene Riesinnen. Sie sahen sehr wohlgenährt, hübsch und frisch aus, wie alle, die von andern leben. Ihre Vorderzähne waren sehr lang und gingen breit auseinander, was ihre Bestimmung und Nahrungsweise verriet. Noch waren sie nicht sehr bösartig, aber sie berechtigten zu den schönsten Hoffnungen, denn wo sie ein Kind erwischen konnten, bissen sie drein. Auf ihren Köpfen trugen die sieben Mädchen sieben

Kronen. Das bemerkte der kleine Däumling sogleich, und kaum hatte die gute Frau die Stube verlassen, als er ihnen die Kronen abnahm und ihnen dafür sieben Mützen, seine eigene und die seiner Brüder, aufsetzte. Sie merkten nichts davon, da sie einen riesig tiefen Schlaf hatten. Sich und den Brüdern aber, welche ebenfalls bereits schliefen, setzte er die sieben Kronen auf. Man kann nicht wissen, wozu das gut ist, dachte er. In seiner Herzensfreude über den guten Fang hatte der Kinderfresser etwas zu tief ins Glas gesehen, und als er sich endlich ins Bett gelegt, ließ ihn der Gedanke an die guten Braten nicht schlafen. Er warf sich unruhig hin und her und konnte kein Auge schließen.

Ich würde wohl besser schlafen, wenn ich die Sache vom Herzen hätte, dachte er. Das Gute und Nützliche soll man nicht aufschieben. Er erhob sich leise, nahm das Messer und schlich sich, um seine Frau, deren Widerspruch er fürchtete, nicht zu wecken, im Dunkeln davon. Er tappte die Treppe hinauf in das Kinderzimmer und an das Bett der Knaben. Weiter tappend, fühlte er die Kronen. »Teufel«, sagte er, »da hätte ich was Rechtes angerichtet, hätte beinahe meine eigenen Kinder abgeschlachtet anstatt der fremden Buben.« Siehst du wohl, dachte der kleine Däumling, der noch wachte. Der Riese tappte sich weiter an das andere Bett, und als er da die Bubenmützen fühlte, sagte er: »Aha, jetzt bin ich an den Kerlchen! Drauflos!«

Und so sprechend, schnitt er den sieben Kinderfresserinnen der Zukunft ihre sämtlichen Kehlen ab, und beruhigt ging er in sein Bett zurück und schnarchte bald so gewaltig, dass die Wände zitterten. »Schlaf wohl!« sagte der Däumling, wie er ihn schnarchen hörte, weckte seine Brüder, lispelte ihnen leise zu, sich in aller Stille anzukleiden und ihm zu folgen. Sie schlichen die Treppe hinab in den Hof, der Däumling immer voraus, sprangen über die Mauer, und fort ging's in den Wald hinein, aufs Geratewohl. Überall besser, selbst im wildesten Wald, als bei bösen Menschen.

Als der Riese spät am Morgen erwachte, sagte er schmunzelnd zu seiner Gattin: »Geh mal 'nauf und putz mir die sieben Buben recht schön heraus.« Sie tat, wie er sagte. Aber als sie in die Stube trat und die sieben Mädchen mit abgeschnittenen Kehlen daliegen sah, stieß sie einen gewaltigen Schreckens- und Schmerzensschrei aus und fiel in Ohnmacht. Auf den Schrei und Fall eilte der Riese herbei, sah die Bescherung und fluchte heidenmässig. »Meine Siebenmeilenstiefel! Meine Siebenmeilenstiefel!« schrie er und schrie es noch immer, als er sie schon in der Hand hatte und auf die Beine zog. »Die Spitzbuben sollen mir nicht entgehen und den Streich büßen!« – Die Siebenmeilenstiefel waren eine der schönsten Erfindungen der alten Zeit, nur befanden sie sich leider nicht immer in den besten Händen. Wer sie an den Füßen hatte, legte mit jedem Schritt sieben Meilen zurück, also mit zehn Schritten nicht weniger als siebzig Meilen. Da ist die Eisenbahn nichts dagegen, obwohl wir uns so viel darauf einbilden. Mit diesen Siebenmeilenstiefeln stieg der Riese über Berg und Tal, hin und her, die Kreuz und Quer, immer nach den Knaben suchend.

Diese waren schon in der Nähe ihrer Heimat, als sie den fürchterlichen Mann daherstiefeln sahen, über hohe Berge und breite Ströme und unendliche Wälder dahinschreitend, als wäre es nichts. Ach, da wurde ihnen ganz weh zumute. Sie befanden sich gerade an einem Felsen mit einer Höhle. Da schob sie Däumling alle hinein und sich auch, nur dass er das kleine Köpfchen herausstreckte, um zu beobachten, was der Schreckliche anfangen oder ob er sich aus der Gegend verziehen werde.

Der Riese, der in seiner Wut arg hin und her gelaufen war, fühlte sich etwas müde, legte sich auf den Felsen, entschlief und schnarchte bald so fürchterlich wie in der letzten Nacht. Däumling, der dieses Geschnarch schon kannte, sagte zu seinen Brüdern: »Jetzt ist nichts zu fürchten; macht euch auf die Strümpfe, lauft nach Hause, grüßet mir Vater und Mutter und seid meiner wegen nicht besorgt. Ich werde mit so einem Kerlchen wie dem Riesen schon fertig. Selbst ist der Mann!« Die Buben liefen, was sie konnten, und waren bald zu Hause. Däumling aber zog dem Riesen sachte, sachte die Siebenmeilenstiefel von den Füßen und zog sie selber an. Sie saßen ihm wie angegossen, denn sie hatten die Eigenschaft, sich nach Bedürfnis auszudehnen oder zusammenzuziehen, und passten auf den Fuß jedes jeweiligen Besitzers.

»So«, sagte der Däumling, »die hätten wir denn. Jetzt wollen wir sehen, wie weit wir es mit Siebenmeilenstiefeln bringen. Ein Esel, wer an der Krippe steht und nicht frisst, wer die Mittel zum Glück hat und nicht sein Glück macht.« So sprechend, war er bereits auf dem Wege zu dem Hause des Riesen, und er hatte noch nicht ausgesprochen, so stand er schon vor dessen Tür. »Euer Mann, gute Frau«, sagte er zu dem Weib des Menschenfressers, »ist mehreren noch stärkeren Riesen in die Hände gefallen, die ihm den Hals abschneiden wollen, wenn er nicht seine ganze Barschaft ausliefert. Im Augenblick der Gefahr sah er mich vorbeikommen, und als alten Bekannten bat er mich, die Bestellung an Euch auszurichten. Und weil es Eile hat, und zugleich, um mich bei Euch zu beglaubigen, gab er mir die Siebenmeilenstiefel, die Ihr da an meinen Füßen seht und die mir prächtig sitzen, saget selbst, wie angegossen. Also nicht lange gefadelt und heraus mit allem Baren!«

Die gute Frau besann sich nicht lange und gab alles her, und mit den Schätzen beladen, eilte der Däumling heim zu Vater, Mutter und Brüdern, und das war wieder einmal eine Freude des Wiedersehens, dass es nicht zu sagen ist. Mit den Schätzen des Riesen konnten nun die armen Leute trotz aller Hungersnot herrlich und in Freuden leben, und das taten sie auch gewissenhaft und luden alle armen Leute und Nachbarn dazu ein. Aber Däumling sagte: »Ich bin keine Schnecke, die immer das Haus auf dem Buckel hat, und wenn man Siebenmeilenstiefel hat, muss man seinen Weg machen. Das ist nur recht und billig. Ich gehe zum König und werde Kurier!«

Der König war über die Maßen froh, einen solchen Kurier zu haben, der ihm täglich einigemal Nachricht von seiner Armee, die fern im Felde stand, bringen konnte, denn schon damals waren die Leute so dumm, Kriege zu führen. Es war für den König sehr bequem, seine Soldaten von seiner Stube aus kommandieren zu können, vor den Kugeln sicher, nichts von Regen und Kälte und Ermüdung zu leiden und doch ein großer Feldherr zu sein. Dafür war er dem Däumling sehr dankbar und bezahlte ihm jeden Weg aufs beste. Als endlich der Friede geschlossen und der König vor die Stadt geritten war, um einen feierlichen Einzug in die Stadt zu halten, ernannte er den Däumling zum Gesandten.

So war der kleine Däumling ein großer Herr geworden, und in seinem Wappen standen in goldenen gotischen Lettern die Worte: Selbst ist der Mann!

Quelle: Gutenberg Projekt. Klassische Literatur Online, <http://gutenberg.spiegel.de/>

Die Schöne und das Tier (orig. La Belle et la bête)

Jeanne-Marie Leprince de Beaumont

Übersetzerin/©: Luitgard Fidorra

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Weil er ein kluger Mann war, sparte er nicht an ihrer Erziehung und ließ sie in den verschiedensten Fächern ausbilden. Seine Töchter waren alle sehr schön – besonders die Jüngste wurde sehr bewundert. Von Kindheit an nannte man sie nur „die Schöne“ und so behielt sie schließlich diesen Namen, sehr zum Ärger ihrer eifersüchtigen Schwestern. Die Jüngste war aber nicht nur schöner als ihre Schwestern, sie war auch von liebenswürdigem Wesen.

Die beiden Älteren dagegen waren sehr hochmütig, weil sie reich waren. Sie spielten die feinen Damen und weigerten sich, die anderen Kaufmannstöchter bei sich zu empfangen; nur Leute von Adel waren gut genug, ihnen Gesellschaft zu leisten. Jeden Tag gingen sie auf Bälle, ins Theater, machten Spaziergänge in ihren teuren Kleidern und verspotteten ihre jüngere Schwester, die den größten Teil ihrer Zeit damit verbrachte, in ihren Lehrbüchern zu lesen. Da man allgemein wusste, dass diese Mädchen sehr reich waren, baten mehrere wohlhabende Kaufleute um ihre Hand. Aber die beiden Älteren antworteten, dass es mindestens ein Herzog oder wenigstens ein Graf sein müsse, der für eine Heirat in Frage käme. Die Schöne aber dankte denen, die um sie anhielten, sehr freundlich, meinte jedoch, sie sei noch zu jung und wolle gerne noch einige Zeit bei ihrem Vater bleiben.

Eines Tages nun verlor der Kaufmann sein gesamtes Vermögen und ihm blieb nichts als ein kleines Landhaus ziemlich weit draußen vor der Stadt. Schweren Herzens gestand er seinen Kindern, sie müssten künftig in diesem Haus wohnen und wie die Bauern für ihren Lebensunterhalt arbeiten. Seine beiden älteren Töchter entgegneten empört, sie wollten die Stadt nicht verlassen und hätten mehrere Verehrer, welche nur zu glücklich wären, sie heiraten zu können, auch ohne Vermögen. Die jungen Damen täuschten sich jedoch, ihre Verehrer kümmerten sich nicht mehr um sie, nachdem ihre Armut bekannt geworden war. Da niemand die beiden wegen ihrer Überheblichkeit leiden mochte, sagte man: »Sie verdienen kein Mitleid, es ist uns durchaus recht, dass ihr Hochmut gemäßigt wird. Sollen sie doch die großen Damen spielen, wenn sie ihre Schafe hüten! Für die Schöne jedoch tut es uns sehr leid, sie ist ein so herzengutes Mädchen, das immer ein freundliches Wort für die Armen hatte.«

Und so gab es immer noch ein paar Edelleute, die die Schöne heiraten wollten, obwohl sie jetzt mittellos war. Sie aber sagte, sie könne sich nicht entschließen, ihren armen Vater in seinem Unglück allein zu lassen; vielmehr wolle sie mit ihm aufs Land ziehen, um ihn zu trösten und ihm bei der Arbeit zu helfen.

Die arme Schöne war zuerst sehr niedergeschlagen gewesen, als sie ihr Vermögen verlor, aber dann entschloss sie sich: »Auch wenn ich noch so viel weine, meine Tränen bringen mir keinen Wohlstand zurück. Man muss versuchen, auch ohne Geld glücklich zu sein.« Nach ihrem Umzug in das Landhaus begannen der Kaufmann und seine Söhne damit, die Felder zu bestellen.

Die Schöne stand um vier Uhr in der Frühe auf und beeilte sich, um die notwendigen Arbeiten im Haus zu erledigen und allen das Essen zu bereiten. Zuerst fiel es ihr sehr schwer, denn sie war die Arbeit einer Dienstmagd nicht gewöhnt. Nachdem jedoch zwei Monate vergangen waren, fühlte sie, wie ihre Kräfte gewachsen waren, und die körperliche Arbeit verhalf ihr zu strahlender Gesundheit. Nachdem sie ihre Tagesarbeit erledigt hatte, pflegte sie zu lesen, Klavier zu spielen oder beim Spinnen zu singen. Ihre beiden Schwestern hingegen fanden das neue Leben todlangweilig. Sie verließen ihre Betten erst um zehn Uhr vormittags, stolzierten den ganzen Tag herum und vertrieben sich die Stunden damit, den alten Zeiten nachzutrauern, den schönen Kleidern und den glanzvollen Gesellschaften. »Sieh nur unsere Jüngste«, sagten sie zueinander, »sie ist ein so dummes Wesen, dass sie mit dieser unglücklichen Lage zufrieden ist.«

Der gute Kaufmann jedoch dachte nicht wie seine Töchter, sondern bewunderte die tapfere Haltung des jungen Mädchens und besonders ihre Geduld. Denn ihre Schwestern ließen sie nicht nur die ganze Hausarbeit allein verrichten, sondern beschimpften sie noch obendrein bei jeder Gelegenheit. So verging ein Jahr, in dem die Familie in ihrer ländlichen Abgeschlossenheit lebte.

Da erhielt der Kaufmann eines Tages einen Brief, in dem man ihm mitteilte, dass ein Schiff, das Waren von ihm geladen hatte, glücklich angekommen sei. Diese Nachricht entzückte die beiden Älteren, die nun glaubten, das langweilige Landleben endlich aufgeben zu können. Als sie ihren Vater reisefertig sahen, baten sie ihn, ihnen schöne Kleider, Haarschmuck und alle möglichen Kleinigkeiten mitzubringen. Die Schöne aber bat ihn um gar nichts, denn sie dachte bei sich, dass der ganze Erlös aus dem Warenverkauf nicht ausreichen würde, um alles zu bezahlen, was die Schwestern sich wünschten.

»Warum bittest Du mich nicht, Dir etwas zu kaufen?« fragte der Vater sie. »Da Du so gütig bist, an mich zu denken«, antwortete sie, »so bitte ich Dich, mir eine Rose mitzubringen, denn es gibt hier keine.« Es ging der Schönen jedoch nicht so sehr um die Rose, sondern darum, sich nicht Vorwürfen der Schwestern auszusetzen, sie wolle durch ihre Bescheidenheit auffallen. Der Kaufmann brach zu seiner Reise auf, aber am Ziel angekommen musste er um seine Waren einen Prozess führen und nach vergeblicher Mühe kam er ebenso arm zurück, wie er abgereist war.

Als er nur noch dreißig Meilen von seinem Haus entfernt war und sich schon darauf freute, seine Kinder wiederzusehen, da musste er einen großen Wald durchqueren und er verirrte sich schließlich darin. Es schneite

unaufhörlich und der Wind blies so heftig, dass er zweimal vom Pferd stürzte. Als es Nacht wurde, glaubte er vor Hunger und Kälte sterben zu müssen oder sogar von den Wölfen gefressen zu werden, die er ringsum heulen hörte. Plötzlich, als er sich am Ende einer langen Allee umsah, erblickte er ein helles Licht, das aber noch weit entfernt zu sein schien. Er ging in dieser Richtung weiter und merkte, dass der Lichtschein von einem großen Schloss ausging, das strahlend hell erleuchtet war.

Der Kaufmann dankte Gott für die Rettung und ging eilends auf das Schloss zu, aber zu seiner großen Überraschung fand er in den verlassenem Höfen niemanden. Sein Pferd, das ihm gefolgt war, sah einen großen Stall offen stehen, es ging hinein, fand Heu und Hafer vor und das arme ausgehungerte Tier stürzte sich gierig darauf. Der Kaufmann band es im Stall fest und wandte sich zum Wohntrakt des Schlosses, in dem er gleichfalls niemanden antraf. In einem großen Saal aber entdeckte er ein schönes Kaminfeuer und eine mit Speisen reich beladene Tafel, auf der indes nur ein Gedeck für eine Person lag. Da ihn Regen und Schnee bis auf die Haut durchnässt hatten, setzte er sich an den Kamin, um seine Kleider zu trocknen. Er sagte zu sich: »Der Hausherr oder seine Diener werden bestimmt bald kommen und sie werden es mir verzeihen, dass ich mir diese Freiheit genommen habe.«

Er wartete ein ganze Weile, aber als es elf Uhr schlug, ohne dass jemand zu sehen war, konnte er seinen Hunger nicht mehr bändigen, nahm ein gebratenes Huhn und verzehrte es hastig und vor Hunger zitternd. Er trank einige Schlucke Wein und er verließ, nun mutiger geworden, den Saal und durchschritt mehrere große und prächtig eingerichtete Räume. Schließlich fand er ein Zimmer, in dem ein gemütliches Bett stand. Mitternacht war mittlerweile vorüber und da er sehr müde geworden war, beschloss er, sich schlafen zu legen und verschloss die Tür.

Es war schon zehn Uhr morgens, als er sich am folgenden Morgen erhob, und er war sehr erstaunt, als er gepflegte, saubere Kleidung an Stelle der eigenen vorfand, die von der Nässe ganz verdorben war. »Sicherlich«, sagte er zu sich, »gehört dieses Schloss einer guten Fee, die Mitleid mit meiner Lage hat.« Er blickte aus dem Fenster und sah zu seiner Überraschung draußen keinen Schnee mehr, sondern blühende Laubenbögen, die einen bezaubernden Ausblick boten. Er kehrte in den großen Saal zurück, in dem er abends zuvor gespeist hatte, und entdeckte einen kleinen Tisch, auf dem heiße Schokolade einladend dampfte.

»Ich danke Ihnen, verehrte Fee«, sagte er laut, »dass Sie die Güte haben, an mein Frühstück zu denken.« Nachdem er seine Schokolade getrunken hatte, ging er hinaus, um sein Pferd zu holen. Als er unter einem der blühenden Rosenbögen hindurchschritt, erinnerte er sich an die Bitte der Schönen um eine Rose und er brach einen Zweig mit mehreren Blüten ab. Im gleichen Augenblick hörte er einen gewaltigen Lärm und er sah ein so schreckliches Ungeheuer auf sich zukommen, dass er einer Ohnmacht nahe war.

»Du bist sehr undankbar«, warf ihm das Tier mit furchtbarer Stimme vor, »ich habe Dir das Leben gerettet, indem ich Dich in meinem Schloss aufnahm und zum Dank dafür stiehst Du mir meine Rosen, die ich mehr als alles in der Welt liebe. Dieses Vergehen kann nur mit deinem Tod gesühnt werden. Ich gebe Dir eine Viertelstunde Zeit für Deine Gebete zu Gott.«

Der Kaufmann warf sich auf die Knie und flehte das Tier an, indem er die Hände faltete: »Gnädiger Herr, verzeihen Sie mir, ich glaubte, es würde niemanden stören, als ich eine Rose für eine meiner Töchter pflückte, die mich darum gebeten hat.« »Nenn mich nicht gnädiger Herr«, schnaubte das Ungeheuer, »sondern vielmehr Tier! Ich mag keine Höflichkeiten und will, dass man sagt, was man denkt. Also glaube nicht, mich mit Deinen Schmeicheleien rühren zu können. Doch sagtest Du nicht, Du hättest Töchter? Nun, ich will Dich wohl verschonen, aber nur unter der Bedingung, dass eine Deiner Töchter bereit ist, herzukommen und an Deiner Stelle zu sterben. Versuche nicht, mich umzustimmen, geh', und falls sich Deine Töchter weigern, für Dich zu sterben, so schwöre mir jetzt, dass Du in drei Monaten zurückkommen wirst.«

Der gute Kaufmann hatte nicht die Absicht, eine seiner Töchter diesem hässlichen Ungeheuer zu opfern, aber er hoffte bei sich, vor seinem eigenen Tod wenigstens noch einmal die Freude zu haben, sie wiederzusehen und zu umarmen. Er schwor also, er werde zurückkommen, und das Tier erlaubte ihm abzureisen, wann er wolle. »Aber«, fügte es hinzu, »ich will nicht, dass Du mit leeren Händen davon gehst. In Deinem Schlafzimmer findest Du einen großen Koffer. Du kannst hineinlegen, was Dir gefällt; ich lasse ihn zu Deinem Haus bringen.«

Mit diesen Worten zog sich das Ungeheuer zurück und der Kaufmann sagte zu sich: »Wenn ich auch sterben muss, so habe ich doch den Trost, meinen armen Kindern etwas für ihren Lebensunterhalt hinterlassen zu können.« Also kehrte er in sein Schlafzimmer zurück und fand dort eine große Menge an Goldmünzen, füllte sie in den großen Koffer, von dem das Tier gesprochen hatte und verschloss ihn. Er holte sein Pferd aus dem Stall und verließ das Schloss ebenso traurig, wie er es zuvor erleichtert betreten hatte. Das Pferd schlug von selbst den richtigen Waldweg ein und nach wenigen Stunden gelangte der Kaufmann zu seinem kleinen Haus.

Seine Kinder umringten ihn freudig, aber anstatt sich über ihre Begrüßung zu freuen, begann der Vater bei ihrem Anblick zu weinen. Er hielt den Rosenzweig, den er seiner Tochter mitgebracht hatte, in der Hand und gab ihn der Schönen mit den Worten: »Nimm diese Rosen, Schöne, sie kommen Deinen armen Vater teuer zu stehen.« Und dann erzählte er seiner Familie von dem unheilbringenden Abenteuer, das ihm zugestoßen war. Bei dieser Erzählung stießen die beiden älteren Schwestern laute Schreie aus und machten der Schönen, die nicht weinte, Vorwürfe: »Da seht, was der Stolz dieser Person anrichtet!« sagten sie. »Warum hat sie nicht um modische Kleinigkeiten gebeten wie wir, aber nein, das Fräulein wollte etwas Besseres sein. Sie ist Schuld daran, dass unser Vater sterben muss und weint noch nicht einmal!«

»Das ist auch nicht nötig, warum sollte ich den Tod meines Vaters beweinen?« entgegnete die Schöne. »Er wird nicht sterben. Da das Ungeheuer eine seiner Töchter als Ersatz nehmen will, werde ich mich seiner Wut ausliefern und ich bin sehr glücklich, dass ich meinen Vater hierdurch retten und ihm meine Liebe beweisen kann.«

»Nein, liebe Schwester«, widersprachen ihre drei Brüder, »Du sollst nicht sterben. Es ist unsere Sache, das Ungeheuer zu finden und es zu töten oder unter seinen Klauenhieben umzukommen.« »Es besteht keine Hoffnung, es vernichten zu können, meine lieben Kinder«, sagte der Kaufmann zu ihnen, »die Kräfte dieses Ungeheuers sind zu groß. Die gute Absicht der Jüngsten hat mich sehr gerührt, aber ich will sie nicht dem sicheren Tod aussetzen. Ich bin alt und habe nur noch kurze Zeit zu leben, darum habe ich nur einige Lebensjahre zu verlieren.« »Mein lieber Vater«, antwortete die Schöne, »auf keinen Fall wirst Du allein zu diesem Schloss gehen, Du kannst mich nicht daran hindern, Dir zu folgen. Wenn ich auch jung bin, so hänge ich doch nicht sehr am Leben. Lieber wäre es mir, vom Ungeheuer gefressen zu werden, als aus Kummer über Deinen Tod zu sterben.«

Alles Reden war vergeblich; die Schöne bestand darauf, selbst zum Schloss aufzubrechen. Die Schwestern freuten sich insgeheim sie loszuwerden, denn über die Tugenden der Jüngsten hatten sie sich schon lange eifersüchtig geärgert. Der Kaufmann war so verzweifelt darüber, seine Tochter zu verlieren, dass er gar nicht mehr an die goldgefüllte Truhe dachte. Doch als er sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, um sich auszuruhen, fand er sie zu seiner Überraschung neben seinem Bett stehen.

Er beschloss, seinen Kindern nichts von dem plötzlichen Reichtum zu erzählen. Seine beiden älteren Töchter hätten daraufhin sicher wieder in die Stadt zurückkehren wollen; er jedoch war entschlossen, bis zuletzt auf dem Land zu bleiben. Nur die Schöne zog er ins Vertrauen. Sie berichtete ihm, dass sie während seiner Abwesenheit Besuch von einigen Edelleuten bekommen hatten, so auch von zwei Verehrern ihrer Schwestern. Sie bat den Vater, das Geld als Mitgift für ihre Schwestern zu verwenden, damit diese heiraten könnten. Ihre Güte war so groß, dass sie die beiden liebte und ihnen von ganzem Herzen verzieh, was diese ihr angetan hatten.

Als die Schöne mit ihrem Vater abreiste, rieben sich die beiden boshaften Töchter die Augen mit einer Zwiebel ein, um beim Abschied der Schwester einige Tränen vergießen zu können. Ihre Brüder aber weinten echte Tränen ebenso wie der Kaufmann. Nur die Schöne weinte nicht, um den Schmerz der anderen nicht noch zu vergrößern. Das Pferd schlug den Weg zum Schloss ein und gegen Abend sahen sie es vor sich, hell erleuchtet wie beim ersten Mal.

Wieder ging das Pferd allein in den Stall und der Kaufmann betrat mit seiner Tochter den großen Saal, in dem sie einen reichgedeckten Tisch, diesmal für zwei Personen, vorfanden. Dem Vater war das Herz schwer und er

verspürte keinen Hunger, aber die Schöne bemühte sich, gelassen zu erscheinen, setzte sich an den Tisch und reichte dem Vater die Speisen. Bei sich dachte sie: »Das Ungeheuer will mich wohl mästen, bevor es mich frisst, weil es mich so großzügig bewirtet.«

Kaum hatten sie zu Ende gespeist, da hörten sie einen gewaltigen Lärm und der Kaufmann verabschiedete sich unter Tränen von seiner Tochter, denn er wusste, dass nun das Ungeheuer kam. Beim Anblick der schrecklichen Gestalt erschrak die Schöne sehr, aber sie fasste sich so gut sie konnte und als das Ungeheuer sie fragte, ob sie freiwillig gekommen sei, schaffte sie es, wenn auch zitternd, »Ja« zu sagen.

»Du bist sehr gütig«, sagte das Ungeheuer, »und ich bin Dir sehr verbunden. Du aber, guter Mann, wirst morgen abreisen und getraue Dich nicht, jemals wieder hierher zurückzukehren. – Bis später, Schöne.« »Bis später, Tier«, antwortete sie und sogleich zog sich das Ungeheuer zurück.

»Oh, mein Kind«, sagte der Kaufmann, indem er seine Tochter umarmte, »ich bin halbtot vor Angst. Hör auf mich und lass mich hier bleiben.« »Nein, mein Vater«, antwortete die Schöne entschlossen, »Du reist morgen früh ab und überlässt mich dem Schutz des Himmels; vielleicht hat man dort Mitleid mit mir.« Sie begaben sich zur Ruhe und glaubten, die ganze Nacht kein Auge zu tun zu können, doch kaum hatten sie sich niedergelegt, als sie auch schon einschliefen. Im Traum sah die Schöne eine Dame, die zu ihr sagte: »Ich bin mit Deinem guten Herzen zufrieden, meine Schöne. Die gute Tat, Dein Leben zu opfern, um das Deines Vaters zu retten, wird nicht ohne Belohnung bleiben.«

Die Schöne berichtete beim Aufwachen ihrem Vater von diesem Traum und wenn er ihn auch ein wenig tröstlich fand, so überwältigte ihn doch beim Abschied die Verzweiflung und er trennte sich unter lauten Klagen von seiner geliebten Tochter. Als er abgereist war, setzte sich die Schöne in den großen Saal und begann ebenfalls zu weinen. Weil sie aber viel Mut besaß, empfahl sie ihr Schicksal dem lieben Gott und sie beschloss, in den wenigen Stunden, die ihr verblieben, nicht länger mit dem Unabänderlichen zu hadern. Sie war fest davon überzeugt, das Ungeheuer werde sie abends auffressen.

In der Zwischenzeit, so entschied sie sich, wollte sie sich ein wenig umsehen, denn das Schloss war wirklich schön, wie sie aufrichtig bewundernd feststellte. Doch sie war sehr überrascht, als sie eine Tür entdeckte, auf der geschrieben stand: »Wohnung der Schönen«. Eilig öffnete sie die Tür und war wie geblendet von der Pracht, die dort herrschte; was ihr aber am meisten auffiel, waren ein großer Bücherschrank, ein Klavier und mehrere Notenbücher. »Man möchte nicht, dass ich mich langweile«, sagte sie leise zu sich und sie überlegte weiter, »wenn mir nur noch ein Tag hier verbleiben soll, hätte man nicht so viel für mich angeschafft.«

Dieser Gedanke gab ihr neuen Mut und sie öffnete den Bücherschrank. Darin fand sie ein Buch, in dem in goldenen Buchstaben geschrieben stand: »Nenne Deine Wünsche und erteile Deine Befehle. Du bist hier die Königin und Hausherrin.«

»Ach«, dachte sie seufzend, »ich wünsche mir nichts anderes, als meinen armen Vater zu sehen und zu erfahren, wie es ihm gerade geht.« Sie hatte diese Worte nur zu sich selbst gesagt. Wie groß war ihr Erstaunen, als ihr Blick auf einen großen Spiegel fiel, in dem sie ihr Zuhause erkannte und ihren Vater, der gerade höchst niedergeschlagen dort eintraf. Ihre Schwestern liefen ihm entgegen, aber trotz aller Anstrengungen, die sie unternahmen, um mitfühlend zu wirken, sah man ihren Gesichtern die Freude über den Verlust der Jüngsten an. Einen Augenblick später waren die Bilder wieder verschwunden und die Schöne begann darüber nachzusinnen, dass das Tier doch recht fürsorglich sei und dass sie vielleicht nichts von ihm zu befürchten hätte.

Mittags fand sie den Tisch erneut gedeckt und während ihrer Mahlzeit vernahm sie herrliche Musik, obwohl sie niemanden sah. Am Abend, als sie sich erneut zum Essen begeben wollte, hörte sie das Dröhnen, das das Herannahen des Ungeheuers begleitete, und sie begann unwillkürlich zu zittern.

»Schöne«, sprach das Ungeheuer sie an, »erlaubst Du wohl, dass ich Dir beim Speisen zusehe?« »Du bist hier der Hausherr«, antwortete ihm die Schöne verängstigt. »Nein«, entgegnete das Ungeheuer, »es gibt niemanden außer Dir, der hier befehlen kann. Du brauchst mir nur zu sagen, dass ich mich entfernen soll, wenn ich Dir lästig falle und ich werde sofort gehen. Sag' mir, ist es nicht so, dass Du mich sehr hässlich findest?« »Das ist wahr«, gestand die Schöne, »denn es fällt mir schwer zu lügen. Aber ich glaube, dass Du ein gutes Herz hast.« »Das mag sein«, sagte das Ungeheuer, »aber ich bin nicht nur hässlich, sondern mir fehlen darüber hinaus Geist und Witz. Ich weiß sehr wohl, dass ich nur ein dummes Tier bin.« »Man ist nicht dumm, wenn man glaubt, nicht klug zu sein«, entgegnete die Schöne, »ein dummes Tier wäre nie zu solchen Überlegungen fähig.« »Nun iss doch, Schöne«, bat das Ungeheuer sie, »und versuche, Dich in Deinem Haus nicht zu langweilen. Denn alles hier steht zu Deiner Verfügung und ich wäre traurig, wenn etwas nicht zu Deiner Zufriedenheit gelungen wäre.« »Du bist sehr gütig«, sagte die Schöne, »ich gestehe Dir, ich freue mich über Dein gutes Herz und wenn ich daran denke, kommst Du mir gar nicht mehr so hässlich vor.« »Ach ja«, antwortete das Tier, »vielleicht habe ich ein gutes Herz, aber ich bleibe doch ein Ungeheuer.« »Es gibt viele Menschen, die größere Ungeheuer sind, als Du es bist«, erwiderte die Schöne, »und ich mag Dich in Deiner Gestalt lieber als die, die unter ihrer menschlichen Gestalt ein falsches, undankbares Herz verbergen.« »Wenn ich wortgewandt wäre«, bekannte das Tier, »würde ich Dir jetzt ein großes Kompliment machen, um Dir zu danken. Aber ich bin ein Tölpel und alles, was ich Dir sagen kann, ist, dass ich Dir sehr verbunden bin.«

Die Schöne speiste nun mit gutem Appetit. Sie empfand kaum noch Angst vor dem Ungeheuer, aber dann erschrak sie zutiefst, als es sie fragte: »Schöne, willst Du meine Frau werden?« Sie schwieg eine Zeitlang

ängstlich, denn sie fürchtete, durch ihre Weigerung den Zorn des Ungeheuers zu erregen. Dennoch sagte sie schließlich zitternd: »Nein, Tier.« In dem Moment seufzte das Tier mit einem derartig schrecklichen Stöhnen, dass das ganze Schloss davon widerhallte. Die Schöne beruhigte sich jedoch bald wieder, denn das Tier sagte nur traurig: »Dann bis später, Schöne«, und es verließ den Raum, indem es sich von Zeit zu Zeit umdrehte, um sie noch einmal zu betrachten.

Als die Schöne allein war, empfand sie großes Mitgefühl mit diesem armen Tier. »Ach«, sagte sie zu sich, »es ist schade, dass es so hässlich ist; es ist so freundlich!« Drei Monate verbrachte die Schöne nun in diesem Schloss und führte ein recht ruhiges Leben. Jeden Abend besuchte das Tier sie und unterhielt sich während des Essens anregend und voller Verständnis mit ihr. Von Tag zu Tag entdeckte die Schöne neue gute Eigenschaften an dem Ungeheuer. Die Gewohnheit, es regelmäßig zu sehen, hatte sie mit seiner Hässlichkeit vertraut gemacht. Mittlerweile fürchtete sie seine Besuche nicht mehr, sondern schaute oft auf die Uhr, um zu sehen, ob es nicht bald neun Uhr wäre, denn das Tier kam stets zu dieser Stunde.

Es gab nur eines, das der Schönen Kummer bereitete: jedes Mal, bevor das Tier sie wieder verließ, um sich schlafen zu legen, fragte es die Schöne, ob sie seine Frau werden wolle. Und wenn sie dann jedes Mal mit »nein« antwortete, schien es ganz verzweifelt zu sein.

Eines Tages sagte sie: »Du tust mir leid, Tier. Ich wünschte, ich könnte Dich heiraten, aber ich will offen zu Dir sein und Dich nicht glauben lassen, dass dies jemals geschehen könnte. Aber ich werde Dich immer gern haben; versuche, Dich damit zu begnügen.« »So muss es wohl sein«, entgegnete das Tier, »und wenn ich ehrlich zu mir selbst bin, dann weiß ich, dass man mich fürchtet, aber ich liebe Dich sehr. Immerhin bin ich schon glücklich, dass Du gern hier bleiben willst. Versprich mir, dass Du mich niemals verlassen wirst.«

Die Schöne wurde bei diesen Worten verlegen; sie hatte in ihrem Spiegel gesehen, dass ihr Vater vor Trauer darüber, sie verloren zu haben, krank geworden war und sie wünschte sich, ihn noch einmal wiederzusehen. »Ich würde Dir gern versprechen, Dich nie endgültig zu verlassen«, sagte die Schöne zum Tier, »aber ich möchte so sehr meinem Vater noch einmal begegnen, dass ich vor Sehnsucht sterben werde, wenn Du mir diese Bitte abschlägst.« »Ich will lieber selbst sterben, als Dich traurig zu sehen«, antwortete das Tier. »Ich werde Dich zu Deinem Vater schicken, Du wirst dort bleiben und Dein armes Tier wird vor Schmerz darüber zugrunde gehen.«

»Nein«, sagte die Schöne weinend, »ich habe Dich viel zu gern, um Deinen Tod verursachen zu wollen. Ich verspreche Dir, in acht Tagen zurückzukommen. Du hast mich im Spiegel sehen lassen, dass meine Schwestern verheiratet sind und dass meine Brüder zur Armee gegangen sind. Mein Vater ist ganz allein – bitte erlaube, dass ich eine Woche bei ihm bleiben kann.«

»Schon morgen früh wirst Du zu Hause sein«, sagte das Tier, »aber erinnere Dich an Dein Versprechen. Du brauchst nur Deinen Ring beim Schlafengehen auf einen Tisch zu legen, wenn Du zu mir zurückkommen willst. Leb' wohl, Schöne.« Das Tier seufzte wie gewohnt bei diesen Worten und die Schöne ging schlafen, unglücklich darüber, ihr Tier so niedergeschlagen und traurig zu sehen.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, befand sie sich im Haus ihres Vaters. Sie läutete eine Glocke, die sie neben ihrem Bett fand und schon kam eine Magd herein, die bei ihrem Anblick einen lauten Schrei ausstieß. Ihr Vater eilte auf diesen Lärm hin herbei und war außer sich vor Freude, seine liebe Tochter wiederzusehen und sie hielten sich mehr als eine Viertelstunde lang fest umarmt.

Nach diesen ersten Aufregungen fiel der Schönen ein, dass sie nichts zum Anziehen dabei hätte; aber die Magd berichtete ihr, dass gerade im Nebenzimmer eine große Truhe voller goldbestickter und diamantenbesetzter Kleider gefunden worden war. Die Schöne war dem guten Tier dankbar für diese Aufmerksamkeit und wählte das bescheidenste Kleid aus. Dann befahl sie der Magd, die anderen wieder einzupacken, um sie ihren Schwestern zu schenken. Doch kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, da verschwand die Truhe.

Ihr Vater meinte daraufhin zu ihr, das Tier hätte diese Kleider wohl nur für sie vorgesehen – und sogleich stand die Truhe mit den Kleidern wieder an ihrem Platz. Die Schöne kleidete sich an und in der Zwischenzeit wurden ihre Schwestern benachrichtigt, die mit ihren Ehemännern herbeieilten. Beide Schwestern waren in ihren Ehen sehr unglücklich geworden. Die Älteste hatte einen Edelmann geheiratet, der so schön wie Amor war, aber er war so in sein gutes Aussehen verliebt, dass er sich von morgens bis abends mit nichts anderem beschäftigte und die Schönheit seiner Frau übersah. Die Zweite hatte einen wortgewandten Mann geheiratet, doch dieser nutzte seine Begabung nur, um alle Welt gegeneinander aufzubringen und seine Ehefrau zu verärgern.

Als die Schwestern die Jüngste begrüßten, erkannten sie voller Neid, dass die Schöne elegant und vornehm gekleidet war und so schön war, wie der junge Morgen. Vergeblich war die Schöne herzlich und freundlich zu ihnen. Sie wurden nur noch eifersüchtiger, als sie ihnen erzählte, wie glücklich sie geworden war. Die beiden Eifersüchtigen liefen in den Garten, um sich auszuweinen. Dort fragten sie sich: »Warum hat diese dumme Kleine mehr Glück als wir? Sind wir nicht viel liebenswerter als sie?«

»Schwester«, sagte da die Ältere, »ich habe eine Idee. Versuchen wir doch, sie länger als acht Tage hier zu behalten. Ihr dummes Tier wird über das gebrochene Versprechen in Zorn geraten und sie vielleicht auffressen.«
»Wie recht Du hast, Schwester«, antwortete die andere, »um das zu erreichen, müssen wir sie sehr umschmeicheln.«

Nachdem sie diesen Entschluss gefasst hatten, gingen sie ins Haus zurück und waren so voller Liebenswürdigkeit zu ihrer Schwester, dass diese vor Freude und Erleichterung in Tränen ausbrach. Als die acht Tage vergangen waren, rauften sich die beiden eifersüchtigen Schwestern die Haare und taten angesichts der baldigen Abreise der Schönen so verzweifelt, dass diese versprach, noch weitere acht Tage zu bleiben. Bald jedoch besann sich die Schöne auf den Kummer, den sie ihrem armen Tier bereitere, das sie doch so von Herzen liebte und sie sehnte sich nach seiner Gesellschaft. In der zehnten Nacht daheim träumte sie, sie sei im Garten des Schlosses und träfe das Tier im Gras reglos liegend an, sterbenskrank und unglücklich wegen ihrer Undankbarkeit.

Die Schöne erwachte sogleich und brach in Tränen aus. »Was bin ich für ein schlechter Mensch«, fragte sie sich, »ein Tier so zu enttäuschen, das mich so gern hat? Ist es denn sein Fehler, dass es so hässlich ist und so wenig redegewandt? Es hat ein gutes Herz, das ist mehr wert als alles andere. Warum nur wollte ich es nicht heiraten? Mit ihm wäre ich viel glücklicher, als es meine Schwestern mit ihren Männern geworden sind. Weder Schönheit noch Wortwitz eines Mannes machen eine Frau glücklich, sondern es sind ein edler Charakter, Tugend und Verständnis. Das Tier hat alle diese guten Eigenschaften. Liebe ist es zwar nicht, die ich für es empfinde, aber Freundschaft, Achtung und Dankbarkeit. Jetzt aber schnell, ich will es nicht unglücklich werden lassen. Mein ganzes Leben lang würde ich mir diese Schuld vorwerfen.«

Mit diesen Worten erhob sich die Schöne, legte ihren Ring auf den Tisch und legte sich zurück ins Bett. Sie schlief sofort ein und als sie am Morgen erwachte, sah sie voller Freude, dass sie sich wieder im Schloss des Tieres befand. Sie zog ihr schönstes Kleid an, um ihm zu gefallen und die Zeit wurde ihr lang, während sie auf den Abend und die neunte Stunde wartete.

Doch die Uhr schlug vergeblich, das Tier erschien nicht. Die Schöne fürchtete, jetzt doch seinen Tod bewirkt zu haben. Laut rufend lief sie durch das Schloss und war außer sich vor Verzweiflung. Nachdem sie überall gesucht hatte, erinnerte sie sich an ihren Traum und rannte in den Garten, so, wie sie es im Schlaf vorausgesehen hatte. Dort fand sie das arme Tier auch wirklich. Es lag bewusstlos da und sie glaubte, es sei bereits tot. Ohne zu Zaudern warf sie sich über seinen Körper und als sie fühlte, dass sein Herz noch schlug, da holte sie Wasser aus einem nahen Weiher und goss es ihm über den Kopf.

Das Tier öffnete die Augen und sagte zu der Schönen: »Du hast vergessen, was du mir versprochen hast. Aus Verzweiflung, Dich verloren zu haben, habe ich mich entschlossen, mich zu Tode zu hungern. Aber ich sterbe zufrieden, weil ich die Freude habe, Dich noch einmal zu sehen.« »Nein, mein liebes Tier«, sagte die Schöne, »Du wirst nicht sterben. Du wirst leben, um mein Ehemann zu werden. In diesem Augenblick gebe ich Dir meine Hand und ich schwöre, dass ich nur Dir gehören werde. Bisher habe ich geglaubt, nur Freundschaft für Dich zu empfinden, aber der Schmerz, den ich jetzt spüre, zeigt mir, dass ich ohne Dich nicht leben kann.«

Kaum hatte die Schöne diese Worte ausgesprochen, sah sie das Schloss in vollem Lichterglanz erstrahlen. Feuerwerk erhellte den Himmel, Musik erklang – alles kündigte ein großes Fest an. Aber all die Pracht konnte ihren Blick nicht fesseln. Sie wandte sich wieder ihrem lieben Tier zu, denn die Gefahr, in der es schwebte, ängstigte sie sehr.

Doch wie groß war ihre Überraschung! Das Tier war verschwunden und zu ihren Füßen sah sie einen Prinzen liegen, schön wie Amor selbst, der ihr dafür dankte, dass sie ihn von seiner Verzauberung erlöst hatte. Obwohl dieser Prinz sicher mit höflicher Aufmerksamkeit behandelt werden musste, konnte sie nicht anders handeln, als ihn zu fragen, wo das Tier sei. »Du siehst es zu Deinen Füßen«, antwortete der Prinz, »eine böse Fee hat mich verwünscht, solange in dieser hässlichen Tiergestalt zu leben, bis ein schönes Mädchen bereit wäre, mich zu heiraten. Außerdem hat sie mir verboten, mein menschliches Wesen erkennen zu lassen. Und so warst Du der einzige Mensch auf der Welt, der sich von meinen guten Eigenschaften rühren ließ. Und wenn ich Dir jetzt meine Krone anbiete, wird dies doch zu wenig sein, um Dir gegenüber meine ganze Dankbarkeit zu zeigen.«

Die Schöne war freudig überrascht, reichte dem Prinzen ihre Hand und er erhob sich. Zusammen gingen sie zum Schloss und die Schöne war außer sich vor Freude, als sie im großen Schlosssaal von ihrem Vater und ihrer ganzen Familie erwartet wurde. Die schöne Dame, die ihr damals im Traum erschienen war, hatte alle ins Schloss gebracht. »Schöne«, sagte die Dame, die eine angesehene Fee war, zu ihr, »Du hast die Belohnung für Deine gute Wahl erhalten. Der Tugend hast Du den Vorzug vor Schönheit und Redegewandtheit gegeben. Du verdienst es, einen Menschen gefunden zu haben, der alle diese Eigenschaften besitzt. Du wirst eine große Königin werden und ich hoffe, dass diese hohe Stellung Dein liebes Wesen nicht verändern wird.

Was aber Euch betrifft, junge Damen«, wandte sich die Fee an die beiden Schwestern der Schönen, »Euer Herz kenne ich sehr wohl und all die Bosheit, die darin verborgen ist. Ihr werdet in zwei Statuen verwandelt werden. Aber unter der steinernen Hülle, die Euch umgibt, behaltet Ihr die Fähigkeit zu denken und zu fühlen. Ihr werdet am Schlossportal aufgestellt werden und müsst zur Strafe dem Glück Eurer Schwester zuschauen. Und erst dann könnt Ihr Eure alte Gestalt zurückerhalten, wenn Ihr Eure Fehler eingesehen habt. Aber ich fürchte, Ihr werdet immer Statuen bleiben. Denn man kann Hochmut, Jähzorn und Trägheit in sich bekämpfen, aber die Umwandlung eines boshafte[n] und neidischen Herzens ist ein seltenes Wunder.«

Im nächsten Augenblick schwang die Fee ihren Zauberstab und brachte damit alle, die im Saal versammelt waren, in das Königreich des Prinzen. Dort begrüßten ihn seine Untertanen freudig, er vermählte sich mit der Schönen und sie lebten lange und in dem vollkommenen Glück miteinander, das aus der Kraft des Guten entsteht.

Quelle: Gutenberg Projekt. Klassische Literatur Online, <http://gutenberg.spiegel.de/>

Dornröschen

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: »Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!« und kriegten immer keins. Da trug es sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, dass ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: »Dein Wunsch wird erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.«

Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, dass der König vor Freude sich nicht zu fassen wusste und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so musste eine von ihnen daheim bleiben.

Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, dass sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: »Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen.« Und ohne ein Wort weiter zu sprechen kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern ihn nur mildern konnte, so sagte sie: »Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.«

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, dass alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig dass es jedermann, der es ansah, liebhaben musste. Es geschah, dass an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahre alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Mädchen ganz allein im Schloss zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Türe. In dem Schloss steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es ihn umdrehte, sprang die Türe auf, und da saß in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. »Guten Tag, du altes Mütterchen«, sprach die Königstochter, »was machst du da?« »Ich spinne«, sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. »Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?« sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloss, der König und die Königin, die eben heimgekommen waren und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hof, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, an den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloss regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloss aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloss umzog und darüber hinauswuchs, dass gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen, schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also dass von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloss dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es sollte ein Schloss dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schlief, und mit ihr schlief der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wusste auch von seinem Großvater, dass schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängengeblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: »Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen!« Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte. Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schlosshof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lagen der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, dass er seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Türe zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, dass er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuss.

Wie er es mit dem Kuss berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten, die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld, die Fliegen an den Wänden krochen weiter, das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen, der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, dass er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Quelle: Gutenberg Projekt. Klassische Literatur Online, <http://gutenberg.spiegel.de/>